



Was von der fast ganz zerstörten Kirche in Wiener Neustadt noch übrig blieb

Zürich-Seebach,
April 1946
Nr. 1 - 13. Jahrgang

Junge Kirche

Monatsblatt der „Jungen Kirche“ des
Bundes evangelischer Jugend der Schweiz

DIE EVANGELISCHE JUGEND OESTERREICHS GRÜSST DIE KAMERADEN IN DER SCHWEIZ.

Die „Junge Gemeinde“ der evangelischen Diasporakirche Oesterreichs grüßt Euch durch mich herzlich. Wir freuen uns, daß wir nun wieder in vollem Maße an der Gemeinschaft des Glaubens an Jesus Christus Anteil haben dürfen. Das hat uns in dem schweren Erleben der letzten Jahre am meisten gefehlt. Wir wissen uns freilich auch mitschuldig an der Not der Welt. Wir haben manches Mal geschwiegen, wo wir hätten reden sollen, und wir haben geredet, wo uns Schweigen geboten war. Aber in aller Schwachheit und Not haben wir die Hilfe und Kraft unseres Herrn erfahren. Jetzt verstehen wir unsere Väter, die in den Tagen der Gegenreformation „sich nicht getrauten, ohne das Evangelium zu leben und zu sterben.“

Wir stehen vor großen Aufgaben. In vielerlei Nöten des Leibes und der Seele, die uns und unser Land heimsuchen, müssen und dürfen wir uns als die Gefolgsleute des Herrn Christus erweisen: Arbeit, die uns vor acht Jahren aus den Händen genommen ward, kann und will wieder aufgenommen und getan werden; alte und neue Wege öffnen sich uns, unserer Heimat und ihrer Jugend, ja der Welt, mit Wort und Wandel die frohe Botschaft von dem Heile Gottes in Jesus Christus zu bezeugen. Die Welt kann nicht in irgend einem Menschen, auch nicht an einem Volk genesen, sondern allein in Christus.

Zu solchem Zeugnis wissen wir uns mit Euch gerufen. Es ist nicht zum ersten Mal in der Geschichte der jungen Gemeinde in Oesterreich, daß wir in der Arbeitsgemeinschaft mit Euch Schweizern die Bruderschaft Christi erleben. Wir danken Euch, daß Ihr uns wieder die Bruderhand reicht, und daß Ihr uns helfen wollt. Wir schlagen gern ein in Eure Hand. In unseres Herrn Christus Namen und Kraft sind wir nun zum Dienst bereit.

„Schließet die Reihn! Treu laßt uns sein!“

EVER GEORG TRAAR.

ZUM BILD AUF DEM TITELBLATT.

Mit dem Bild auf dem Titelblatt hat es seine besondere Bewandnis. Es steht nicht nur da, weil wir jetzt in der Passionszeit sind, und weil wir in dieser Zeit unter andern von jener Gethsemane-Geschichte hören, wo Christus angesichts seines bevorstehenden Leidens und Sterbens nach schweren Kämpfen seine Bereitschaft dem Vater gegenüber mit den Worten zum Ausdruck gebracht hat: Dein Wille geschehe. An diese Geschichte hat der Künstler gedacht, der die Gestalt auf unserem Bild geschaffen hat. Aber nun befindet sich dieses Bild auf der Ruine einer Kirche, die völlig in Trümmer gesunken ist. Wie es in dieser Kirche heute aussieht, gibt das Bild auf der vierten Seite dieser Nummer wieder. Als ich vor diesem Bild und damit vor dieser zerstörten Kirche in Wiener Neustadt stand, habe ich dieses Bild der Gethsemane-Gestalt und die Ruine der Kirche mit all den andern Trümmern ringsherum als quälenden Gegensatz empfunden. War da nun wirklich der Wille Gottes geschehen? Dann habe ich aber an Christus denken müssen. Sein Leib ist ja bald nach diesem Wort auch zur Ruine geworden. Er hat besser als wir alle gewußt, daß die Welt vergeht mit ihrer Lust. Aber er hat dazu gewußt, daß der Wille des Vaters das Gute für uns alle will. Er hat um den geheimen Segen gewußt, der uns zuteil wird, wenn wir in jeder Lage für ihn bereit werden und gläubig sagen: Dein Wille geschehe! H.

Redaktion: Pfr. Gb. Helffer, Seebacherstraße 40, Zürich-Seebach. Telefon 40 72 72.
Redaktionschluss am 10. ds. Mts. — Druck: Buchdruckerei G. Neßlimann, Thun. —
Jahresabonnement (Fr. 3.—) an: VIII 9759 Junge Kirche, Bundeskasse Zürich. —
Änderungen, Neubestellungen und Inseraten-Aannahme (bis 18. ds. Mts.):
Bundesgeschäftsstelle der Jungen Kirche, Hornbachstr. 33, Zürich 8, Tel. 24 64 55.

Gedanken nach einer Reise in Oesterreich

Sollen wir noch etwas ernst nehmen?

Ueber diese Frage sprach kürzlich ein Jugendleiter vor einer großen Schar evangelischer Jugend aus Deutschland. „Sollen wir noch etwas ernst nehmen?“ So fragen heute Millionen junger Menschen in aller Welt, nicht nur in Deutschland und Oesterreich, wo man jetzt auch erfahren muß, was es heißt, „besetztes Land“ sein. Sie fragen auch so in Amerika. Der Gedanke, im Besitz jener schrecklichen Waffe zu sein, die die Welt vernichten könnte, lähmt dort viele. Was sollen wir heute eine Lehre machen? Wenn wir ausgelernt haben, wird wieder Krieg sein, und dann war alles umsonst. So sagen sie nicht nur in den jetzt besetzten Ländern.

Eine zweite Weltkonferenz christlicher Jugend.

Wer im christlichen Glauben steht, muß nicht so denken. Darum müssen wir alles tun, daß gerade der junge Mensch ein gläubiger Christ wird. Dabei wissen wir wohl, daß das alles zuletzt nicht in unserer Hand liegt. Aber wir wollen kein Mittel unversucht lassen, der Jugend der Welt zum Glauben zu helfen. Darum wird gegenwärtig auch eine zweite Weltkonferenz christlicher Jugend vorbereitet. Am 8. und 9. März sind in Genf aus den verschiedensten Gegenden der Welt zwanzig Leute zu diesem Zweck zusammen gesessen. Sie sind sich darüber einig geworden, daß die neue Konferenz in die Jugend aller Länder hinein die Losung tragen soll:

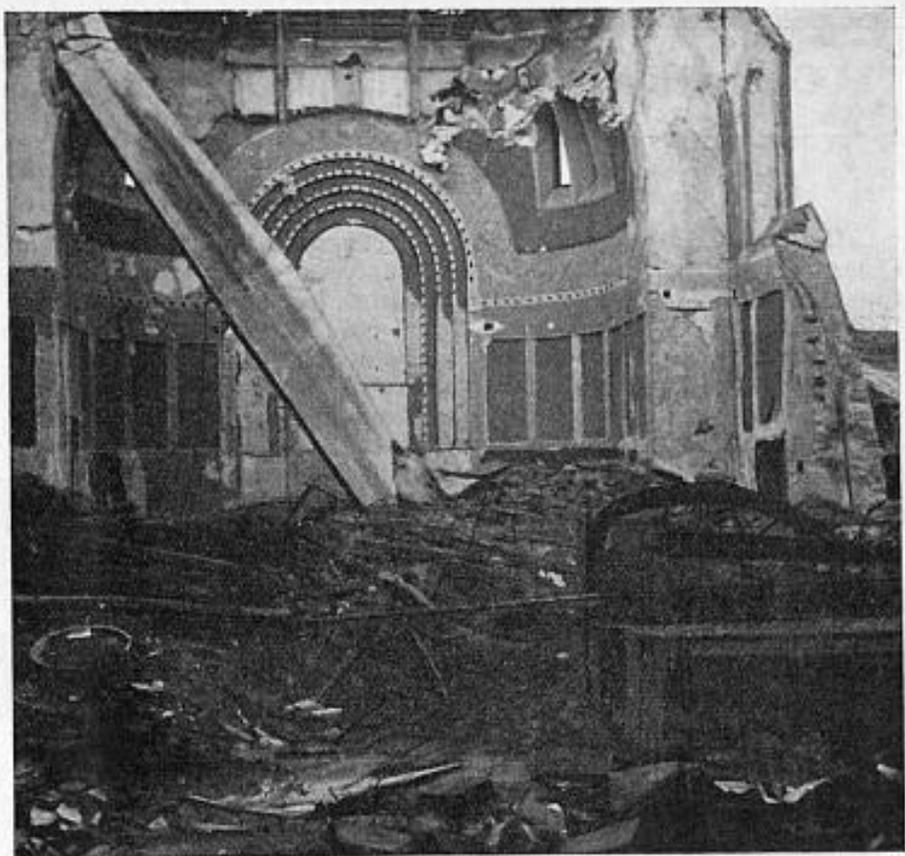
„Ein Herr, ein Glaube, eine Hoffnung.“

Weil wir zusammengehören, wollen wir einander helfen.

Die Heiden haben wenig Sinn, ändern zu helfen. Vor allem die Not fremder Völker ist ihnen gleichgültig. Nun sind wir zwar alle wahrhaftig keine Musterchristen. Aber das ist uns doch eingegangen, daß wir eigentlich unseres Bruders Hüter sein sollten. Auch Leute, die sonst der Kirche nichts nachfragen, fühlen sich irgendwie verpflichtet, ändern zu helfen. Wie viel mehr sollten wir Christen das wissen! Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz sollte eigentlich das selbstverständlichste Hilfswerk sein. Das wird heute auch vielen bei uns wieder bewußt. Eine große Bereitschaft mitzuhelfen geht durch unsere Gemeinden.

Eine kleine Schwester bedarf unserer Hilfe besonders.

Wir Evangelischen der Schweiz haben im Osten Europas eine kleine Schwester: Die evangelische Kirche Oesterreichs. Sie umfaßt etwa 350 000 Seelen in 126 Gemeinden. In der Reformationszeit war Oesterreich fast ganz evangelisch. Die Gegenreformation hat das aufgeblühte evangelische Leben mit Feuer und Schwert vernichtet. Nur langsam und



Vollständig zerstörte Kirche in Wiener-Neustadt
(Siehe dazu das Bild auf dem Titelblatt!)

unter viel Not und Verfolgung haben sich im Lauf der Jahrhunderte wieder kleine evangelische Gemeinden gesammelt. Sie blieben immer arm und hatten einen schweren Stand. So war es nur zu verständlich, daß sie voll Sehnsucht nach der großen evangelischen Schwesterkirche in Deutschland ausschauten. Das hat dann auch vielen Evangelischen in Oesterreich den Blick für das gefährliche Wesen des Nationalsozialismus getrübt. Als der Anschluß kam, haben sie gemeint, einen Schatz gefunden zu haben. Erst als der Kirche z. B. gerade die Arbeit an der Jugend aufs schwerste eingeschränkt wurde, als die evangelischen Anstalten, die unheilbar Kranke und Blöde pfliegten, zur Vergasung geleert wurden, da haben sie angefangen, etwas davon zu ahnen, daß sie eine Schlange am Busen genährt hatten.

Jetzt ist das alles wie ein böser Traum vorüber. Die große Schwester in Deutschland ist ja heute selber in schwerster Not. Darum ist die evangelische Kirche in Oesterreich heute wieder ganz auf sich selber angewiesen.



Das Auto unserer Hilfsaktion

Deshalb ist sie nun besonders dankbar für das Wenige, das unser kleines Land für seine kleine Schwester im Osten tun kann.

Eine unplanmäßige Reise.

Im Auftrag des Hilfswerkes der Evangelischen Kirchen der Schweiz bin ich im Laufe des Monats Januar mit einem Kollegen zur Begleitung einer Sendung von Medikamenten und Nahrungsmitteln über München nach Oesterreich gefahren. Bei einem Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt hatte ich mich bereits nicht mehr recht wohl gefühlt. Aber die starken Eindrücke, die eine so schwer mitgenommene Stadt einem macht, hat mich das persönliche Unbehagen immer wieder vergessen lassen. Auf der Fahrt über Salzburg nach Linz hat sich mein Zustand dann stündlich verschlimmert, und als wir in Linz ankamen, war ich froh, mich hinzulegen. Nach einer Nacht, die ich nicht bald vergessen werde, hat der Arzt Diphtherie festgestellt. Und so mußte ich im Diakonissenkrankenhaus in Linz, dem wir Medikamente gebracht hatten, dann auch noch gleich selber bleiben. Trotzdem mein Hals mich plagte und ich nur noch mühsam atmen konnte, habe ich es als ein unendliches Glück empfunden, auch im fremden Land in einem evangelischen Hause von Menschen aufgenommen zu werden, mit denen ich mich im Glauben eins wissen durfte. Die Decke und die Wände meines Krankenzimmers trugen noch die Spuren der Risse von den furchtbaren Bombardierungen der



Ein überfüllter Flüchtlingszug

Stadt Linz. Als ich in den Siebern lag, haben diese Risse auf mich einen gespenstigen Eindruck gemacht. Aber dann habe ich trotz aller Krankheit immer wieder an die unendlichen Plagen denken müssen, die die Menschen dieser Gegend hatten durchmachen müssen. Was durfte ich da klagen, daß es nun nicht so ging, wie ich es mir vorgestellt hatte! Das Wort, das mir schon früher einst wichtig geworden war, ist mir wieder und wieder durch die Seele gegangen. Ich lernte wieder sagen: „Dein Wille geschehe.“ Das hat mich ruhig und froh gemacht.

Heimatlose kommen auf Besuch.

Es ist mir ja dann durch rechtzeitige Seruminspritzungen geschenkt worden, daß die Macht der gefährlichen Krankheit rasch gebrochen wurde. Sobald ich zum erstenmal einen bazillensfreien Befund hatte, durfte ich mit etlichen Vorsichtsmaßnahmen die ersten Besuche empfangen. Es waren liebe Besuche. Aber sie ließen mich in die Not hineinschauen, die ich seither nicht mehr vergessen kann. Es ist die Not der ungezählten Tausende von Männern, Frauen und Kindern, die, weil sie einen deutschen Namen tragen, nun in keinem Land des Ostens und Südostens Europas mehr bleiben können. Seit Jahrhunderten waren ihre Vorfahren dort ansässig gewesen. Aber nun ist ja eben in all diesen Ländern das Wunder nicht geschehen, das sich bei der Schweiz ereignet hat. Es ist dort aus Angehörigen verschiedener Volksstämme nirgends eine fest verbundene neue Nation geworden. Die Deutschen und die Polen und die Serben und die vielen Angehörigen anderer Volksstämme sind nirgends wirklich zusammengewachsen. So sind auch die ursprünglichen Deutschen immer noch Deutsche geblieben, trotzdem sie rumänische oder jugoslawische Staatsangehörige waren. Und dann waren die Sendboten der National-



Flüchtlinge suchen Unterkunft

sozialisten gekommen und hatten in diesen Leuten einen bösen Wahn genährt. Bald darauf brach der Krieg aus. Zuerst ging alles gut. Dann kamen die ersten Enttäuschungen, die ersten Ahnungen, sich mit einer bösen Sache verbunden zu haben. Und dann kam das bittere Ende. Und nun wollten die anderen Völker — nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus — nirgends mehr etwas mit Menschen zu tun haben, die einen deutschen Namen trugen. Auf unmenschliche Weise hat man sie an vielen Orten von Haus und Hof als Bettler vertrieben. Ich habe Frauen gesehen, die in Ungarn und Jugoslawien kahl geschoren waren, weil sie ursprünglich deutscher Herkunft waren. Einfache Bauernfrauen, die von der hohen Politik nichts verstanden. An ihnen entlud sich nun das furchtbare Gewitter, das sich im Laufe der Jahre über diesen Völkern zusammengeballt hatte. Von dem allem erzählten mir ihre Pfarrer, die mit ihnen einer ungewissen Zukunft entgegengehen. Millionen dieser Menschen werden jetzt zwangsweise nach Deutschland gebracht. Aber auch dort sind sie nicht willkommen. Man hat ja dort mit sich selber genug zu tun. Sie sind in Deutschland die Fremden, die man schon an ihrer Sprache oft als Fremde erkennt. Ich habe sie nach meiner Gesundung in Lagern besucht und in den Ruinen der Bahnhöfe gesehen. Die Glaubenszuversicht mancher von ihnen hat mich beschämt. Ich höre es jetzt noch, wie mir in einem düstern Raum in Wien ein junger Flüchtling aus Jugoslawien gesagt hat: „Wir werden den Mut nicht sinken



Die gesprengte Schwedenbrücke in Wien, in deren Umgebung die letzten großen Kämpfe stattfanden

lassen.“ So bin ich heute froh und dankbar, daß ich durch meine Krankheit Zeit hatte, im Spital in Linz die vielen traurigen Berichte der Heimatlosen anzuhören und damit an dem Ergehen dieser Brüder Anteil zu nehmen, an die ich heute bei jedem Gebet denken muß.

Evangelische Jugend in Wien.

Nach 16 Tagen habe ich dann mit einem jüdischen Feldprediger in einem amerikanischen Jeep nach Wien weiterfahren dürfen. Im gleichen Wagen saß ein Ingenieur aus Polen, der vier Jahre in einem Konzentrationslager in Oesterreich gewesen war. Er war einst 74 kg schwer, jetzt wog er noch 55 kg. Auf der Fahrt kamen wir an Bahnhöfen vorbei, in denen die Konzentrationslager-Häftlinge einst hatten arbeiten müssen,



Die russische Kommandatur in Wien

ohne daß sie bei den schweren Fliegerangriffen jener Zeit Deckung suchen durften. Wenn einer verwundet wurde oder sonst zusammenbrach, wurde er erbarmungslos zusammengeschossen. 70 g Brot wurde diesen Menschen damals im Tage verabreicht. Daß dabei viele zusammenbrachen, ist nur zu verständlich.

In Wien ist mir etwas davon bewusst geworden, was eine besetzte Stadt ist. Wien ist in fünf Zonen eingeteilt. In der einen regieren die Amerikaner, in der anderen die Engländer, in der dritten die Franzosen, in der vierten die Russen und in der fünften alle Mächte gemeinsam. Jede Zone hat besondere Rationen und besondere Verordnungen. Die Ernährungsfrage war auch in jenen Tagen gespannt. Kartoffeln sind den ganzen Winter hindurch keine zugeteilt worden. Das häufigste Nahrungsmittel waren Erbsen, Erbsen, nichts als Erbsen. Die Wiener frag-

Eine Plakatsäule
in Wien



ten in einem trotz allem nicht verlorenen Humor: „Woher kommen auch die vielen Erbsen?“ Und die Wiener Kinder nennen Stalin, dessen großes Bild die russische Kommandantur in Wien schmückt, den „Erbsenkönig“.

Während ich in Wien war, hat die evangelische Kirche gerade die vierhundertjährige Wiederkehr des Todestages von Martin Luther gefeiert. Am 17. Februar fand in diesem Zusammenhang im großen Saal des Musikvereins auch eine Jugendfeier statt. Es mögen damals wohl gegen tausend Menschen den großen Saal gefüllt haben, in dem die evangelische Jugend ihre Lieder sang und in einem Spiel von der Kirche ihr Bekenntnis zum evangelischen Glauben bezeugte. Der katholische Unterrichtsminister hatte der Feier auch beigewohnt. Auch das war ein Zeichen für die jetzige freundliche Haltung der katholischen Kirche. Am Schlusse der Feier hat der Minister den evangelischen Jugendpfarrer gebeten, in den nächsten Tagen im Ministerium vorbeizukommen. Er wolle der evangelischen Jugend eine finanzielle Unterstützung zukommen lassen. Er hatte Freude gehabt an dieser Jugend. „Man sieht, daß diese jungen



Landesjugendpfarrer Traar mit seinen Mitarbeitern

Menschen von ihrem Glauben überzeugt sind.“ Als Unterrichtsminister wußte er wohl auch, wie wichtig es heute ist, wenn die Jugend noch etwas ernst nimmt.

Noch etwas vom Jugendwerk der evangelischen Kirche in Oesterreich.

Bis zur Herrschaft des Nationalsozialismus gab es in Oesterreich, ähnlich wie das heute noch bei uns ist, verschiedene evangelische Jugendbünde und Jugendvereine. Die Nationalsozialisten haben sie alle aufgelöst und verboten. Nur noch die Kirche hatte die Möglichkeit, in beschränktem Umfang evangelische Jugend zu sammeln. So ist das Jugendwerk der evangelischen Kirche in Oesterreich entstanden. Es hat in Pfarrer Traar einen prächtigen Leiter, der mit einem ganzen Stab von Mitarbeitern der evangelischen Jugend Oesterreichs mit großer Hingabe dient. Nachdem nun die Tyrannei des Nationalsozialismus gefallen ist, kann auch dieses Jugendwerk wieder freier atmen. Es gedenkt, in nächster Zeit eines seiner früheren Heime in Landskron wieder in Betrieb zu nehmen und dort Jugentage und Jugendwochen durchzuführen. Bei der Wiedereinrichtung dieses Heimes werden auch wir Gelegenheit haben, den Kas-

meraden in Oesterreich helfend beizustehen. Es fehlt ihnen vor allem jede Bettwäsche, Möbel, die Kücheneinrichtung und das gesamte Esßgeschirr. Es fehlt ihnen auch eine Lagerbibliothek. Ueberlegt jetzt schon, wo ihr Gelegenheit habt, etwas zur Erfüllung dieser Bedürfnisse zu tun.

Im kommenden Sommer hoffen wir, sofern die Reiseerlaubnis dazu gegeben wird, 50 Kameraden aus der Jungen Kirche Oesterreichs in unseren Lagern zu Gäste zu haben.

Es wäre noch vieles zu berichten von der kleinen evangelischen Schwester im Osten unseres Landes. Es soll für heute genug sein. Wenn da und dort ein Kamerad nun künftig sich mit diesen Brüdern und Schwestern, die heute schwer um ihre Zukunft ringen, verbunden weiß, dann ist der schönste Zweck dieses Berichtes erreicht. *Sch. Hellstern.*



WIR SPRECHEN UNS AUS

An verschiedene Einsender:

Das Wort „Strauensstimme“ in der letzten Nummer hat eine große Reihe von Befürwortern und Gegnern auf den Plan gerufen. Leider hat der Raum in dieser Nummer die Eröffnung der Diskussion über dieses umstrittene Thema nicht erlaubt. Wir hoffen sie in der nächsten Nummer in Verbindung mit der „Marienfrage“ zu eröffnen. Die Einsender wollen sich bis dahin gedulden.

Verschiedene Einsendungen hat auch das Wort des Bundesobmanns über die „Fastnacht“ zur Folge gehabt. Speziell von Basel ist dagegen protestiert worden, daß man jede Fastnacht in den gleichen Topf wirft. Es ist eigentlich schade, daß wir auch darüber die Aussprache nicht eröffnen können. Ich fürchte jedoch, daß nur die Basler die Verteidigung der Basler Fastnacht verstehen! Fest steht auf jeden Fall, daß die Fastnacht auch da: wo sie zum Teil etwas Sinnvolles ist, mit sehr vielen anderen schlimmen Dingen verbunden ist. Dabei wollen wir uns gerade bei solchen Themata hüten, pharisaisch auf andere herabzuschauen. Der Teufel versteht es ja immer wieder, jeden auf irgendeine Weise schuldig werden zu lassen. *Der Red.*

Liebe Kameradin aus Chur!

Ich habe Deine Gedanken über die Frage „Worauf ist mein Wille gerichtet?“ in der März-Nummer aufmerksam gelesen. Zuerst hatte ich große Freude an Deinen Worten und dachte, das sei aber wirklich flott, daß da jemand so tapfer zu seinem eigenen Willen stehe, um auf diese Weise den Willen Gottes herauszufordern und Gott zu erleben. Und noch tapferer ist es, daß Du so offen dazu stehst, und Du nicht suchst, mit frommen Sätzen etwas vorzutäuschen, das doch nicht da ist. Ich danke Dir für Deinen Mut.

Aber weißt Du, meine liebe Kameradin, dann bekam ich plötzlich Angst. Ich fürchte so, es könnte schief herauskommen. Siehst Du, wenn Du bewusst Deinen menschlichen Willen dem göttlichen Willen entgegensetzt, so ist das richtiger Ungehorsam. Wenn Dir Gott schon so viel Klarheit schenkte, daß Du seinen Willen und seine Macht spüren kannst, so mußt Du Deinen ganzen menschlichen Willen darauf konzentrieren, Dich dieser Macht zu fügen. Du wirst Gott auch auf diesem Wege begegnen! Du wirst, wenn Du Dich seinem Willen beugst, mehr als nur einmal spüren dürfen: Jetzt hat Gott geredet, mit mir hat er geredet! Vielleicht wird Dich dieses Reden Gottes sehr schmerzen; aber Du wirst Dich zur gleichen Zeit freuen, daß Du gehorcht hast. Weißt Du, ich verstehe Dich ja so gut mit dem Durchsagenwollen Deines eigenen Willens. Vor vier Jahren war ich selbst noch unbändig stolz darüber, daß ich bisher immer meinen eigenen Willen durchgesetzt hatte bei allen wichtigeren Entscheidungen meines Lebens. Immer war es so gekommen, wie ich es mir ausgedacht und in meinem Trogtloß dein zu rechtgelegt hatte. (Ich denke an eine lange Linie, die schon bei vorerschulpflichtigem Alter begann bis anderthalb Jahre nach der Schulzeit.) Und dann, als wir im Konfirmandenunterricht von den Götzen sprachen, die wir uns selbst bilden, da ward mir plötzlich

bewußt, daß mein eigener Wille mein Göze war. Und ich erschrak darüber, und ich nahm den Kampf auf gegen ihn, und ich gestehe Dir, liebe Churerin, ich muß heute immer noch kämpfen; aber ich darf mich jetzt, drei Jahre nach der Konfirmation, doch auch freuen, ein paar Siege erfochten zu haben über meinen Willen. Und darum frage ich Dich jetzt in aller Liebe: Ist nicht Dein Wille etwa auch Dein Göze? Ich habe oben gesagt, daß es dumm heraus kommen könnte. Ich will dir ein kraffes Beispiel sagen: Hitler. Siehst Du, er hatte einen sehr starken Willen, ein Wille, der ganz und gar nicht in Einklang stand mit dem, was uns Christus als den Willen des Vaters gezeigt hat. Und Du weißt, daß Hitler lange, lange seinen bösen Willen durchgesetzt hat — und Gott schaute zu. Ja, schließlich ist Hitler auch mit dem Kopf an eine Wand gerannt; aber nicht wahr, Du weißt, er konnte nicht mehr umkehren, er hat sich den Kopf total eingerannt. — Und darum treibt es mich heute, Dir zu schreiben. Liebe Kameradin, aus christlicher Verantwortung heraus möchte ich Dich warnen. Ich bitte Dich, unterstelle Deinen Willen dem, der, wie Du ja weißt, am Ende doch der Stärkere ist. Du könntest Dir sonst noch Deinen Kopf einrennen. Weißt Du, der Teufel sieht bald, wo er uns am besten packen kann, und wir müssen so sehr aufpassen, daß er uns nicht in seine Klauen bekommt. Ich sage Dir zum Schluß noch ein Wort, das mir sehr teuer ist, welches mir und meinem Bruder von einem lieben Sterbenden zum Abschied mitgegeben wurde: „Verbohret euch nie in irgendeinen schönen und noch so edlen Plan, sondern, bitte, laßt euch führen.“ *Ruth Erika Müller.*



LAß VOR NICHTS UNS BEUGEN ALS VOR DEINEM WORTE

Ebenso sagten auch die andern alle.

(Zum Nachdenken in der Passionszeit. Markus 14, 10—11, 17—21, 26—30, 66—72.)

Als man kürzlich daran ging, die Oberammergauer Passionsspiele wieder in Szene zu setzen, stellte sich heraus, daß von allen Darstellern nur derjenige „politisch einwandfrei“ (nach amerikanischer Auffassung) war, welcher früher den Judas dargestellt hatte. Diese Pressemeldung vermag zwar wohl kaum Sympathie für Judas zu wecken. Sein Name ist ein Schimpfname geworden im „christlichen“ Abendland. Für viele ist Judas ein Gegenstand der Verachtung.

Ähnlich, wenn auch weniger scharf, wird über Petrus geurteilt. Denn der Hahn auf den Kirchtürmen, die noch stehen, will uns ja nicht vergessen lassen, daß der Morgenschrei dieses sonst nicht gerade berühmten Tieres einst den schwachen Petrus an seine Schwachheit erinnert hat, an sein Sich-Schämen darüber, daß er ein Genosse jenes Mannes aus Nazareth war, an sein Anpassertum, dem er viel zu viel geopfert hat. — Diesem Versagen war etwas vorausgegangen, nämlich die überlaute Beteuerung: Unter keinen Umständen werde ich dich verleugnen. Ein Lübnis, allzu lühnes Versprechen war das. Petrus hat zu viel gesagt. Und als solcher lebt er in der Erinnerung vor allem der Reformierten.

Wohl ist es Petrus, der sich überschätzt hat. Wohl gibt das überlaute und schon deshalb verdächtige Reden von ihm aus. Aber er spricht ja dabei nur aus, was die anderen auch denken. Er redet gewissermaßen als der Präsident der Jüngerschar. Nicht nur er redet hochtrabend von der eigenen unverbrüchlichen Treue und Gefolgschaft. Auch die anderen redeten alle ebenso. Sie denken groß von sich und klein von der Passion.

Was tun die Jünger heute in der Passionszeit? Haben sie, die doch um das Versagen des Petrus und seiner Mitjünger wissen, etwas gelernt? Haben sie gar begonnen, weniger überlaut zu rühmen? Leider nicht. Wir verteidigen weiterhin das Christentum und meinen, wir müßten uns zu Nichtern aufwerfen über die, welche an Christus Anstoß nehmen. Es geht auch dabei oft überlaut zu, und ein geblähtes „christliches“ Selbstbewußtsein kommt zum Vorschein.

Wir tun gut, den Warnruf Jesu (V. 30) zu beherzigen. Das ist jedenfalls heilsamer, als über den bösen Judas und den vorlauten Petrus zu richten. Gibt es doch der Anzeichen genug, die zeigen, daß auch wir Christus verleugnet haben und es weiterhin tun. Wir nennen uns wohl laut und öffentlich Christen, heften uns christliche Abzeichen an die Brust und christliche Wimpel ans Velo und bauen in neuen Quartieren neue